



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Konstantinopel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Elßasses als Elßässer fühlen werden, um so mehr werden sie das Franzosentum abthun.“ Beherzigen wir es, jeder für sein eignes Teil! Mancher, der im Elßaß leht oder von drüben her ins Land hineinschaut, möchte gern mit scharfem Messer den fremden Firnis abgekratz wissen, der den alten deutschen Kern des Volkes auch heute noch an manchen Stellen überzogen hält; wer aber seine Aufgabe recht versteht, wird immer nach Kräften bemüht sein, in das Innere dieses Kerns mit Sonnenwärme einzudringen und sein fröhliches Wachstum zu fördern, bis er schwellend endlich selbst die Kruste sprengt.



Konstantinopel



ie letzten Strahlen der untergehenden Sonne fallen schräg in die enge Häuserreihe der sogenannten Grande rue de Pera in Konstantinopel, der Hauptstraße des Europäerviertels. „Sind wir alle fünf beisammen? Jawohl! Also vorwärts nach Stambul.“ Wir eilen durch die engen, belebten Straßen nach der Tunnelbahn, sind bald unten am Hafen und gelangen durch wenige, von lebhaftem Verkehr durchwogte Straßen auf die große Brücke, die über das Goldne Horn nach Stambul führt. Heute sind der Lärm und das Gedränge hier noch größer als sonst. Ströme von Menschen drängen hinüber, und hinter uns, zwischen uns und vor uns jagen, immer in den schärfften Gangarten, Duzende von Droschken über die holprigen, schlüpfrigen Holzbalken. Drüben staut sich die Menge der Wagen und Menschen, um sich in die engen, schon dunkeln Gassen zu drängen, die zwischen hohen Häusern steil den Berg hinaufführen, nach dem Balide-Han, einem Hof, worin heute abend das blutige Fest der Perser, eine Hauptsehenswürdigkeit für die Einheimischen und Fremden Konstantinopels, gefeiert werden soll.

Wir müssen steil ansteigen, die Gassen sind kaum breiter als zwei Pferdelängen. Die Droschken haben einen andern Weg genommen. Aber berittne Polizisten, deren Pferde vor Ungeduld hin und her tanzen, machen die Passage gefährlich. Die Menge marschirt jetzt Kopf an Kopf. Es ist dunkel geworden. Wir nähern uns dem Ziel. Plötzlich in einer steil abschüssigen Straße stockt der Menschenstrom, kehrt zurück und eilt fluchtartig die Gasse wieder hinunter, getrieben von Soldaten und berittnen Polizisten, die jeden Stehenbleibenden weiter treiben. Wir müssen mit, bleiben aber an der Ecke der nächsten Seitengasse stehen. Eine dünne Musik, wie von drei Klarinetten, vorgetragen in der melancholischen, näselnden Weise, die die Orientalen lieben, schlägt an unser Ohr. Wir sehen einen Zug mit Fahnen, Standarten und Jackeln aus dem Dunkel auftauchen. Dicht hinter den Fahnen wird ein weiß verhülltes Pferd geführt, von dessen Sattelknopf zwei schlanke gebogene Schwerter wie die Hörner

einer Pyra in die Luft starren und bei jedem Tritt des Pferdes wippen. Auf dem Sattel flattern festgebunden zwei Tauben. Diesem Pferde folgt ein andres mit einem langen weißen, über und über mit Blut besleckten Tuch behangen. Im Sattel sitzt ein Kind, ein etwa achtjähriger Knabe, gehalten von einem Mann, der nebenherschreitet. Ein wenig vornübersitzend, hält sich der Knabe mit der linken Hand an der Mähne, in der andern hat er einen krummen, kurzen Säbel. Sein Schädel ist rasiert; auf ihm sind mehrere lange Schnittwunden, aus denen das Blut ihm über Augen und Gesicht trieft. Hinter ihm auf einem andern Pferde ein zweiter blutender Knabe, der eher noch kleiner ist und auf dem Sattel schwankt, wenn das Tier auf dem schlüpfrigen, abschüssigen Pflaster einen Schritt vorwärts macht; und schließlich noch ein kleines Mägdlein, das nicht verwundet scheint. Hinter den Pferden kommt jetzt auf jeder Seite der Gasse eine Reihe Männer heruntergeschritten, die Rücken der Mauer zugekehrt, eine Reihe die andre ansehend, so schreiten sie seitwärts aus. Mit der linken Hand hat jeder den Gürtel des Nebenmannes gefaßt; in der rechten schwingt er zum Takte der Musik einen krummen Säbel oder ein kurzes Schwert. Der Schädel ist rasiert; noch hat kaum einer eine Wunde darauf. Die weißen Hemden sind noch rein. Aber indem sie zu jedem Schritt eine Silbe des Namens Hassan herausstoßen, die erste dumpf, die zweite höher und lauter, suchen sie sich in den Taumel der Begeisterung zu bringen, wie wir sie nachher wiedersehen werden.

Der Zug von etwa fünfzig Männern ist vorüber. Wir eilen weiter und sind nach wenigen Schritten in dem Thoreingang zum Valide-Han. Wir kommen auf einen großen Hof. In der Mitte steht ein kleines Gebäude, das uns verhindert, den Hof ganz zu übersehen. Rings um dieses herum ist eine Bahn abgesteckt. Ein Bindfaden und eine dünne Kette von Soldaten hindert die Menge der Zuschauer, sie zu überfluten. Wir werden gleich von Soldaten durch das Gedränge gebracht, nach einem Platz, wo eine Art Parkett und Loge hergerichtet ist. Hinter den offenen Fenstern einer kleinen Kaffeewirtschaft sitzen einige Herren und Damen, behütet von dem Kawaß irgend eines Votrschafters oder Konsuls. Vor den Fenstern haben einige Damen auf Stühlen Platz genommen, und zwischen diesen Stühlen und dem Seil bewegen sich etwa fünfzig bis hundert Europäer, die ihren Nerven zumuten wollen, dem Schauspiel beizuwohnen. Der Hof ist an seinen vier Ecken mit Fackeln beleuchtet, und über den ihn umgebenden Läden und Fenstern sieht man Illuminationen mit Gasflammen wie bei uns.

Die zuschauende Menge wird aufmerksam. Von dem Thorweg kommt ein meckernder, klagender Gesang vieler Stimmen, der einem die Thränen in die Augen und in die Nase treibt; er ist begleitet von einem mächtigen, dumpfen Geräusch, wie von einer tiefgestimmten Pauke. Es naht ein Zug von Männern mit schwarzen Tüchern um den Kopf und in schwarzen Kleidern, aus denen die linke Schulter und die linke Brust nackt und weiß hervorleuchten. Sie bleiben stehn, bilden einen Kreis und schlagen, mit der geballten Faust weit ausholend, sich taktmäßig, so stark sie können, auf die nackte Brust. In

der Mitte schreitet ein junger Mann, der, den Kopf in den Nacken geworfen, ein Buch mit dem ausgestreckten linken Arm vor sich hin hält und singend und mit der rechten gestikulierend vorliest, gewiß die Geschichte von dem großen Propheten Haffan, der vor so und so viel hundert Jahren in einer Schlacht auf irgend eine grausige Weise umgebracht, hingeschlachtet oder ermordet worden ist, und zu dessen Ehre man sich dieses wunderbare Fest ersonnen hat. Das Schlagen auf die Brust und die schwarzen Gewänder bedeuten die Trauer um ihn, und was die Männer singen, ist ein Trauergesang. Die Melodie setzt hoch in der Fistellage ein, springt in harmonischen Sätzen eine bis zwei Oktaven hinab und beginnt wieder von oben. Sie ist nur eine bis zwei Strophen lang und wird beständig wiederholt bald vom Vorsänger, bald vom Chor der Männer. Auch ein etwa elfjähriger Knabe tritt in die Mitte, um mit seiner hellen Stimme recht inbrünstig und herzerreißend ein Lied vorzutragen. Dann scheint ein Absatz erreicht zu sein; der Gesang hört auf, die Männer schreiten weiter auf der kreisförmigen Bahn, und ein andres Schauspiel fängt vor uns an. Es kommen andre schwarze Männer, deren Rücken nackt ist; sie schwingen kettenartige Geißeln und schlagen sich damit nach dem Takt des Gesanges auf den Rücken, ohne sich zu verwunden, aber bis die Haut grauschwarz und blutunterlaufen wird. Sie singen und gehen vorüber, um wieder den ersten Platz zu machen.

Nachdem wir in angenehmer Abwechslung diese beiden Klageszenen haben bewundern können, kommt der Hauptzug. Wir hören wieder dünne Klarinettenmusik, und dazu immer näher kommend das taktmäßige Gebrüll vieler Stimmen, die den Namen Haffan ausrufen. Eine Reihe Standarten werden vorbeigetragen; an jeder Stange das blecherne Bildnis einer Hand, die Hand eines Mannes, der es wagte, dem gefolterten Heiligen Wasser zu reichen, und dem sie dafür von den Feinden abgehauen wurde. Es kommen wieder die weißbehangnen Pferde mit den blutenden Kindern, den unglücklichen „Kindern des Propheten,“ und hinter ihnen die weißgekleideten Männer seitwärts ausschreitend in zwei langen Reihen, die sich ansehen — blutüberströmt, sodaß sie nicht aus den Augen schauen können. Mit der linken halten sie sich am Gürtel ihres Nebenmannes und taumeln vor Erschöpfung oder vor Trunkenheit des Fanatismus. In der rechten führen sie ein Schwert, womit sie sich beständig frische Wunden auf dem Schädel beibringen, erst schneidend, auf der Höhe der Begeisterung aber indem sie ausholen zum Schlagen. Vor ihnen gehen Leute, die ihnen das Blut aus dem Gesicht wischen, hinter ihnen andre, die mit einem Stock die allzu heftigen Schläge parieren. Auch ein Zug Knaben kommt halb rückwärts schreitend zwischen den Männern her und macht das blutige Spiel mit. Sie sind zehn bis fünfzehn Jahre alt, haben sich der Größe nach geordnet, und die kleinsten werden mehr mitgeschleift, als daß sie mitschreiten könnten. Zu diesem Bilde denke man sich noch das dumpfe Stampfen der Schritte, das taktmäßige Gebrüll des Namens Haffan, auf jeden Schritt eine Silbe aus heisern Kehlen, mäßige Beleuchtung von Fackeln und Gasflammen und das Gedränge einer tausendköpfigen Menge.

Nachdem sie zweimal an uns vorbeigekommen waren, beschloßen wir zu gehen, zumal da es einem von uns bis zum Brechen schlecht wurde. Die meisten Europäer, zumal die Damen gingen oder wurden weggetragen. Wir drängten zum Ausgang, kamen unter dem Thorweg durch in die engen, menschengefüllten Gassen und begegneten hier nochmals einem Zuge, vor dem wir uns an die Wand drücken mußten. Ich weiß nicht, ob es dieselben Kinder und dieselben Männer waren wie zuerst. Ihre blutigen Mäntel streiften uns, und das Blut des einen spritzte mir beim Hieb ins Gesicht. Der Gedanke verließ uns nicht, diese fanatischen Männer könnten doch auch einmal auf dem Schädel eines fremden statt auf ihrem eignen ihr Schwert probieren wollen. Wir würden das für viel begreiflicher gehalten haben, als dieses Selbstzerfleischen. Wir bildeten uns auch ein, es könnte den anarchistischen Elementen der Stadt einmal, statt Bomben zu werfen, einfallen, durch ein bißchen Hin- und Herschießen diese fremdartig gemischte Menge gegen einander zu heßen. Oder wenn auch nur in dem engen, menschenüberfüllten Hof aus der Illumination eine kleine Feuersbrunst entstanden wäre, welche Panik würde es gegeben haben! Kurzum wir brachten unser wertvolles Leben nach Pera in Sicherheit und stärkten unsere Nerven mit einem Glase Spatenbräu.

Das war der wahre Orient, düster sinnlich, grausam, fanatisch, aber religiös bis ins Mark. Haben nicht alle Religionen ihre Heimat im Orient? Ein Orientale ohne Religion, so etwas giebt es doch nicht. Wir aber waren der Occident; kalt, spöttisch, vernünftelnd, benutzten wir die Religionsübung anderer Menschen zu unserm Zeitvertreib. Ich will nicht verschweigen, daß diese Aufführung für die Spieler auch eine Geldangelegenheit ist. Arme Kerle werden von reichen Persern dazu gekauft. Das widerspricht aber nicht dem Ernst und der Andacht, womit diese Leute ihren blutigen Gottesdienst treiben. Uns Deutschen zumal bleibt es unverständlich, wie es der Masse gelingt, sich in solchen Affekt zu bringen ohne Alkohol. Was die Gefährlichkeit dieser Waffenübung betrifft, so braucht sie uns nicht zu imponieren. Eine deutsche Schlägermensur hat mehr zu bedeuten. Wo anders kommen Orient und Occident einander so nahe als hier in der türkischen Hauptstadt? Aber dieser Titel bezeichnet die Stadt nicht ganz. Sie ist nicht bloß türkisch. Sie ist das alte Byzanz und schlimmer als dieses, ein Gemenge von sieben Völkern, eine Stadt, die nicht einmal eine gemeinsame Sprache hat. Der Pöbel ist das, was er schon vor tausend Jahren war, eine greuliche Hagensuppe aus dem Blute aller Völker Vorderasiens und des Mittelmeers, in Mohammedaner, Griechen, Armenier, Juden und Lateiner geteilt, wie einst das Volk von Byzanz in Blaue und Weiße gespalten war: eine Partei blutdürstig auf die andre, und nur auf eine Art, nämlich mit dem Säbel zu regieren. Die Vornehmen setzen sich zusammen aus den eigentlichen Türken, die die Beamtenposten innehaben, die aber unfähig sind, dieses große Gemeinwesen zu regieren und zu Wohlstand und Blüte zu bringen, und wenn es einmal nötig sein sollte, auch zu verteidigen, die selber überzeugt sind, daß sie nicht ewig hier werden geduldet werden, die

darum die Stadt ausfaugen, so gut sie können, und auf diesem schönen Fleckchen Erde als schwelgerische Herren leben, so lange sie noch dürfen.

Da sind ferner die Westeuropäer und die vornehmen Griechen, deren Arbeit die Blüte und der Reichtum der Stadt zu danken ist, die aber sich viel zu fremd sind, als daß sie gemeinsam die Fesseln sprengten, die sie auf Schritt und Tritt hemmen, die sich lieber gegenseitig in den Weg treten, damit keiner vorwärts kommt, die außerdem zu sehr Geschäftsleute sind, als daß sie an eine Umwälzung dächten, die Blut, sehr viel Blut kosten würde.

Wenn jemals an die Stelle des ausgeflügelten Betrugs und der Erpressungen eine geordnete Verwaltung z. B. nur der Außenzölle nach dem Vorgang in China einträte, und wenn ferner Kleinasien die Reichtümer wieder hervorbrächte, wozu es von der Natur bestimmt ist, dann würde diese Stadt nochmals eine ungeahnte Blüte erleben und wieder das werden, was sie schon einmal war, die Hauptstadt des Mittelmeeres. Gibt es eine Stadt, die so günstig zwischen zwei Erdteilen liegt, wie diese? Von zwei Seiten tritt der Schienenstrang an sie heran, und von zwei Seiten die Meeresstraßen. Aus allen blühenden Städten und Ländern des oströmischen Reiches haben die Türken elende Dörfer gemacht, nur diese Stadt haben sie nicht zu verwüsten vermocht. Sie ist zu sehr von der Natur begünstigt, sie wird ewig leben. Aber jeder hüte sich, die Herrschaft über dieses Sodom und Gomorrha anzutreten. Sie wird immer bleiben, was sie ist, eine Art Babylon greulichster Sprach- und Völkerverwirrung. Sie wird jedes Land ruinieren, dessen Hauptstadt sie ist, wie ein sündhaftes Weib den Mann ruiniert, dessen Gattin sie ist. Glücklicherweise wird sie nur sein unter dem Säbel eines Despoten oder unter der Herrschaft einer hartherzigen, fremden Aristokratie, womit ich weder auf russische noch englische Pläne anspielen will. Möge der Türke weiter herrschen. Er regiert diese Stadt immer noch besser, als sie sich selbst regieren würde.



Karoline von Braunschweig und ihre Tochter Prinzess Charlotte von England

(Schluß)



u Anfang des Jahres 1813 erreichte die Spannung zwischen dem Regenten und seiner Gattin ihren Höhepunkt. Georg hatte den Verkehr zwischen Mutter und Tochter noch weiter eingeengt, als dies schon bisher der Fall war. Die Mutter hatte hierauf einen Brief an den Regenten gerichtet, worin sie die Geschichte ihrer Leiden rekapitulierte und namentlich drei Beschwerdepunkte hervorhob: ihre Trennung von der Prinzessin Charlotte, die vernachlässigte Erziehung dieser, und das über Gebühr verlängerte Hinausschieben